

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 5. Jänner 1828.

3

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährlich um 6 fl., halbjährlich um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährlich um 3 fl. 45 kr., halbjährlich um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. den N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbjährlich und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Macht der Liebe.

(Fortsetzung.)

Willner lächelte und hob dann an: „Du bist und bleibst dein Lebtag ein närrischer Kauz. Du verlangst, daß ein Mädchen nach Jahren noch dir anhangen soll, die du so entschieden zurück stießest; urtheile jetzt aus deiner Erfahrung, ob du deine Anforderung erfüllt zu sehen hoffen kannst.“ Er schwieg und saß sich Nischen fest ins Auge, der die Original-Ausgabe seiner Gedanken auf dem Gesichte zur Schau ausbot.

„Sieh, lieber Freund,“ fuhr er dann fort, „ein neuer Beweis von Amansdens Vortrefflichkeit mag dir die Zusicherung seyn, daß sie dein noch immer in Liebe gedenkt, und jeden Antrag anderer Seite abgelehnt hat. Eile also ihre weibliche Tugend zu krönen, und biete ihr Herz und Hand zum ewigen Bunde.“

„Wohl an,“ rief Nicher sehr erfreut, „ich will hin, und mich mit ihr verbinden. Doch jetzt von anderem, Freund Willner,“ setzte er hinzu; „denn Liebe und ihr Glück läßt sich nach meiner Meinung besser fühlen als besprechen.“

Willner, der selbst dieser Meinung war, sagte daher: „So will ich dir einen Brief zeigen, den ich von meinem Freunde dem Kammermusicus M. aus der Residenz erhalten habe.“ Er brachte den Brief und las seinem Freunde vor, daß der königliche Capellmeister einem vortheilhafteren Rufe wahrscheinlich folgen würde, und daß man daher sehr begierig sey auf die Ernennung eines neuen.

„Nun so kannst du dein Glück versuchen,“ meinte Nicher, nachdem Willner seinen Brief zu Ende gelesen hatte, „mache dich an eine bedeutende Arbeit, und überreiche diese bey Hofe.“ Hier schien er Willners eignen Sinn errathen zu haben. Beyde sprachen noch mancherley über diesen Gegenstand mit einander, Nicher trieb ihn ernstlich zur Ausführung dieses Projectes an, und kamen endlich dahin überein, daß Willner eine Messe schreiben sollte, da seine Neigung von jeher mehr für Kirchen- als Opernstyl gewesen wäre.

Es war schon spät in der Nacht, als die Freunde den herzlichsten Abschied nahmen; da Richer schon am folgenden Tage seine Reise fortsetzen wollte, so hatten sie der neuen Lagen wegen, in die sie gekommen waren, noch mancherley zu besprechen gehabt, und Willner hatte sogar noch Briefe an Amanden und Ophelien geschrieben, die er seinem Freunde zur Bestellung einhändigte.

6.

Willner ganz erfasst von der Idee, eine Messe zu schreiben, konnte des Schlafes Süßigkeit nicht schmecken, denn Pläne und Anlagen zu den besten Effecten, künstliche Instrumentirungen und Ausführungen hielten seine Seele in der lebhaftesten Spannung. Erst gegen Morgen machte der Körper seine Ansprüche auf die Ruhe geltend, und ein Stündchen süßen Schlummers hatte ihm neue Kräfte zugetheilt. Aber auch der Geist, der an fieberartigen Phantasien gelitten zu haben schien, hatte sich gesammelt, und die gesunde Vernunft trat an die Stelle der Einbildung. Immer noch festhängend an dem Vorhaben rücksichtlich der Composition, machte Willner sogleich Anstalten zum Beginnen der Arbeit. Der volle Es - dur - Accord, sein Lieblingston, stand in der Partitur geschrieben, da stand er plötzlich vom Schreibtische auf und ging sinnend einige Mal hin und her, ohne sich deutlich seiner Gedanken bewusst zu seyn. Endlich aber fing es in seiner Seele an zu tagen, und seine stummen Gedanken gingen in Selbstgespräch über. „Es ist doch höchst sonderbar mit dem Menschen und seinem Wesen,“ sprach Willner, „wie leicht läßt er sich hinreißen von seinen Lieblingsideen zu hirulosen Träumen, und oft auch zu unbefonnenen Handlungen. Noch zu rechter Zeit erwacht abermals die Vernunft. Einmal überfiel mich schon derselbe Ideenschwindel; ich überwand ihn mit Hülfe der Vernunft, und lebte ruhig und glücklich. Noch einmal kommt der tolle Gedanke bey mir empor, und ich will abermal versuchen, ihn niederzukämpfen. Was würde ich denn auch zur Welt bringen? Zwar fühle ich recht gut in meinem Innern die Liebe für die Kirchenmusik, und die Versuche, die ich bereits im Kleinern schon machte wie im Großern, haben echte Kunstkenner und scharfe Kunstrichter für annehmlich und fehlerfrey erklärt. Aber wenn ich bedenke, welches Wagstück ich beginnen wollte, so entfällt mir der Muth. Ich, der jüngste und unbedeutendste in der Reihe der Tondichter, will ein großes Werk schaffen, ein Werk, das denen der besten Meister voranzustellen seyn sollte? und gesetzt, ich hätte etwas dergleichen zu Stande gebracht, wie soll ich es an den Mann bringen, der durch Übersendung oder Überreichung desselben mein Glück machen sollte? O, ich stand auf einer gefährlichen Scholle, die mich in das grenzenloseste Elend stürzte, wenn sie in das Meer der Wirklichkeit glitt. Doch Dank sey meinem schützenden Engel, der zu rechter Zeit noch mir winkte, um der Gefahr mich zu entziehen. Fleißig studieren will ich, und durch kleine Arbeiten meine Kräfte zu großen Werken für die Zukunft üben.“

Mit diesen Worten warf er die begonnene Partitur in eine Ecke des Schreibtisches, und langte Marpurgs Abhandlung über die Fuge aus der Bücherreihe, die er mit allem Eifer durchzustudieren begann.

7.

Durch den Briefwechsel mit Willner, der von beyden Seiten lebhaft unterhalten ward, lebte Ophelie glückliche Tage der zarten Liebe, und wenn

gleich durch weiten Raum getrennt, doch in ihrem Geiste nahe bey dem trauten Herzensfreunde. Amanda hatte von Ophelien später eben das anhören müssen, was ihr Willner am Morgen seiner Abreise mitgetheilt hatte, und so war sie die Vertraute beyder Liebenden, aber sie machte sich durch gutmüthige Offenheit und herzliche Freundschaftsdienste auch dieses gegenseitigen Vertrauens werth. Ophelie blieb sich stets gleich in jeder Hinsicht, und ihre Ältern ahnten nicht die Veränderung in ihrem Herzen. Sie war freundlich gegen Jeden, und pünctlich in ihren Pflichterfüllungen, obgleich die schriftliche Unterhaltung mit Willner ihr manche Stunde von dem sonst gewohnten Schlafe kostete.

Nicht so ganz beym Alten sollte es aber nach Willners Entfernung in Elbers Familie überhaupt bleiben. Eine Veränderung bestand schon darin, daß die kleinen Kinder keinen Hauslehrer mehr erhielten, sondern den öffentlichen Schulunterricht genossen; aber bedeutendere Dinge sollten sich noch ereignen, die auf Ophelien und Willners Geschick nicht ohne Einfluß bleiben konnten.

8.

Ungünstige Witterung hatte Herrn Elber nebst Gattinn und Kindern schon mehrere Tage in der Wohnung festgehalten, da sie sonst gewöhnlich die Frühlingstage auf ihrem vor der Stadt gelegenen Garten zubrachten. Eines Abends (noch immer strömte der Regen unablässig vom Himmel) saß die sorgsame Hausfrau mit ihrer Tochter Ophelie bey häuslicher Beschäftigung, da trat mit dem Lichte in der Hand, aus dem Comptoir kommend, wo er für heute seine Geschäfte geschlossen, der Hausherr zur Thüre herein, und unterbrach ein Gespräch zwischen Mutter und Tochter, in welchem diese jener hatte ihr Herz erschließen wollen; doch des Vaters Dazwischenkunft hemmte die Offenherzigkeit dieser Art; denn Ophelie wußte nur zu gut, daß er von allem gern hören möchte, nur nicht von Jugendliebe, die er stets für Romanenwis erklärte. Er langte aus dem Schränkchen eine irdene Pfeife, und nachdem sie Wohlgeruch verbreitend dampfte, setzte er sich zu der treuen Gattinn und der geliebten Tochter, und betrachtete freundlich die fleißigen Lieben.

„Nun Minchen,“ sprach er zu seiner Gattinn, „wie ist es dir denn heute ergangen? ich habe jetzt so viele Geschäfte, daß ich unmöglich herauf kommen konnte.“

„Ich weiß schon,“ entgegnete lächelnd die Gattinn, „man lebte wie in einem Kloster, wenn nicht artige junge Herren zu unfrem Zeitvertreib manchmal einen Besuch abstatteten.“

„So!“ erwiderte der Hausherr, und brannte nochmals seine Pfeife an, da er über dem Complimente von seinem Ehegespons das Ziehen vergessen hatte. „Wenn doch diese Herren lieber arbeiteten, als die edle Zeit verschwächten. Darf man denn die Galans kennen?“

„O ja, warum nicht?“ fiel Ophelie dem Vater ins Wort, „es war Herr Wichhardt, der uns eine Nachmittags-Bisite abstattete.“ Mit diesen Worten stand sie auf, legte ihre Arbeit zusammen und ging hinaus, um den Abendtisch zu besorgen. Elber und seine zärtliche Gattinn, die sich oft eine Neckerey erlaubte, es aber nie böse meinte, besprachen noch vielerley im Hauswesen, den Geschäften und Familien-Angelegenheiten, und auch an Willner wurde gedacht

in freundlicher Erinnerung. Ophelie ging ab und zu, verweilte aber, als ihres Geliebten erwähnt wurde, so lange als möglich im Zimmer, denn das ungeheuchelte Lob, welches ihm die guten Ältern zollten, that ihrem liebenden Herzen unendlich wohl, und dieß um so mehr, da sie fest überzeugt war, er verdiene es. Denn kürzlich erst hatte sie einen Brief von ihm erhalten, in welchem er schrieb, er studiere fleißig Theorie und Praxis seiner heitern Kunst, und er sähe zu eignem Vergnügen, daß er nicht nutzlos diesen Fleiß auf sich wende. „Zu allem diesem Eifer,“ so schloß der Brief, „sind Sie die Haupttriebsfeder, da ich gern so viel in meinem Fache umfassen möchte, daß ich gegen bedeutende Künstler mich zur Probe stellen, dadurch eine einträgliche Stelle erlangen, und Sie, geliebte Freundin, mein nennen könnte.“

Endlich war Ophelie mit ihrem Geschäfte fertig, und die Ältern schlossen ihren Zwiesprach, um ihn nach der Abendmahlzeit fortzusetzen.

„Ja, liebes Minchen,“ hob Elber nach dem Abendessen an, „ich sehe mich nothgedrungen, einen Gehülfen in meine Geschäfte noch zu ziehen, und bin gesonnen hiezu die ernstlichsten Anstalten zu machen, so bald als möglich; richte dich also immer ein zur Aufnahme eines neuen Hausgenossen.“

„Nur einen artigen jungen Mann bringe mir, damit doch wir auch unfern Vortheil von der neuen Colonie haben,“ erwiederte schalkhaft die Gattinn, und blickte bedeutungsvoll auf Ophelien.

„Einen in den Handelsgeschäften gewandten Jüngling suche ich, doch will ich es gern dulden und selbst wünschen, daß er artig und sittsam ist.“

Aus diesem entspann sich ein Gespräch, das erst spät endigte, und dem man kaum seinen Anfang ansah.

9.

Einige Tage später, da Herr Elber seinen Wunsch hatte bekannter werden lassen, trat Wichhardt in die Schreibstube, und trug ihm seine Dienstleistungen an, da er ohnehin einer baldigen Aufkündigung seiner Condition entgegen sah, indem sein Principal seine gefährlichen, weitläufigen Geschäfte anfang, ins Engere zu ziehen.

Da Herr Elber Wichhardten als einen geschickten und thätigen Menschen schon kannte, und nachdem er seine guten Zeugnisse durchgesehen hatte, schloß er mit ihm einen Contract, und in einiger Zeit trat dieser seine neue Stelle an.

Sogleich theilte Herr Elber seiner Gattinn das Vorgefallene mit, die sehr erfreut war, den von ihr geachteten jungen Mann in ihren Hauskreis zu zählen. Ophelie sah die Sache anders. Sie hatte nemlich bemerkt, daß nach Willners Abreise Wichhardt sich mehr an sie angeschlossen, als man von einem bloßen Bekannten erwarten kann, und sie ahnete nur zu deutlich seine Absicht. Ob er ihr nun gleich als Gesellschafter recht wohl gefiel, so fehlte ihm doch die Herzlichkeit, die ihr Willnern so ungemein theuer gemacht hatte, und sie sah nicht ganz heitern Blickes in die nächste Zukunft. Je mehr sie darüber dachte, desto lebhafter und liebenswürdiger trat Willners Bild vor ihre Seele.

Wichhardt hatte jetzt seinen Geschäftskreis in Elbers Handlung angetreten, und war fleißig und pünctlich. Dieß setzte ihn von Tag zu Tage fester in seines Principales Gunst. Täglich sah er die liebliche Ophelie, und der

Wunsch, sie zu besitzen, und dadurch vielleicht sein Glück zu sichern, trat mit den hellsten Farben vor seine Seele. Gern wäre er als Compagnon in das Geschäft getreten, allein der Mangel an Vermögen hinderte ihn an der Ausführung dieses Wunsches; aber bald kam er durch einen freylich unangenehmen Zufall seinem Ziele näher.

Noch war der Sommer nicht ganz vorüber, als Herrn Elbers Thätigkeit durch einiges Übelbefinden sehr gehemmt wurde. Er bedurfte jetzt mehr Erholung als sonst, um nicht ganz kraftlos zu werden. Alles wurde gethan, um seine Gesundheit herzustellen, allein umsonst. Aus dem kleinen Übel ward eine schwere Krankheit, und er konnte seine Geschäfte nicht besorgen, da er im Bette festgehalten wurde. Jetzt nahm sich Wichhardt mit doppeltem Eifer der Handlung an, um Herrn Elber immer mehr für sich zu gewinnen. Eine große Gefahr, die dem Geschäfte drohte, wendete er ab, und zeigte sie Herrn Elber erst in ihrer ganzen Größe, nachdem sie vollkommen glücklich überstanden war. Durch diese erfreuliche Nachricht erhielt dessen Krankheit eine ganz günstige Richtung. Er genas ziemlich schnell, und konnte endlich wieder mit aller Kraft und Geschäftsiebe seinen Wirkungskreis thätig umfassen. Als er zum ersten Male wieder sein Comptoir betrat, und Wichhardten schon in voller Beschäftigung antraf, trat er zu ihm und sprach: „Lieber Wichhardt, Sie haben mir einen Dienst erwiesen, der Sie mir zum Freunde macht; wüßte ich Sie zu belohnen, es würde mir innige Freude seyn.“ Da blickte ihn Wichhardt bittend an und sprach: „Belohnung kann ich nicht verlangen, denn ich habe nichts gethan, als was meine Pflicht forderte; aber da Sie mit mir so zufrieden sind, und ich Gelegenheit gefunden, mich Ihnen als gewandt in meinem Fache zu zeigen, so darf ich vielleicht heute einen Wunsch laut werden lassen, den ich schon vor dem Eintritte in Ihr Comptoir gehegt habe.“

„Nun, und der wäre?“ fragte Elber.

„Ihr Compagnon zu werden,“ versetzte schüchtern Wichhardt. „Zwar kann ich Ihnen kein Vermögen zur Einlage bieten, aber Kraft und rege Thätigkeit.“

„Das hatte ich nicht erwartet,“ entgegnete Jener, „und schnell kann ich hierüber weder Ja noch Nein sagen, doch will ich es überlegen und bey Gelegenheit Ihnen meine Meinung hierüber mittheilen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

C h a r a d e.

(Zweysylbig.)

Bin ich als Erstes dir willkommen,
 So, sey versichert, wird von mir
 Dein Zweytes gütig aufgenommen,
 Sonst sag ich großen Dank dafür.
 Das Ganze pflegt man zu bereiten,
 Wenn man als Erstes dich begrüßt.
 Doch auch die Zweyte kann bedeuten,
 Was sonst das Ganze in sich schließt.

Genf, im September 1827.

(S c h l u ß.)

Wie das Neue, Gute schnell bey uns Wurzel schlägt: so fällt das Alte, Gebrechliche, und kein Widerstreben Einzelner kann es hindern. Gottlob sind aber auch in Genf der Leute nicht viel, die es hindern wollen. Wer unsre Stadt noch vor einigen Jahren gesehen hat, weiß auch, wie häßlich und verunstaltet der untere Theil war, besonders durch die so genannten Dome, wobey man weder an den von Manland noch an den von Köln denken konnte. Die Genfer Dome waren ungeheure, bis ins vierte oder fünfte Stockwerk hinauf gehende, breite, düstere Schuppen von Holz. Schon jetzt haben wir durch deren Abbrechung einige Straßen gewonnen, welche die ersten Hauptstädte zieren würden. Die sämtlichen Rues basses und Coutance, wo eben J. J. Rousseau geboren wurde, sind nicht mehr zu kennen. Nehmen Sie dazu die schöne Place neuve mit ihren überragenden Terrassen, die ihr eine ganz originelle, fast möchte ich sagen babylonische Ansicht gaben, wenn die Iorinthischen Säulengänge des Museum: Rath und die moderne Façade des Theaters und des Thors nicht wären. Die großartigen Gartenanlagen in der Nähe, die herrlichen Baumkuppen, zwischen denen der Montblanc durchschaut wie ein silbergelockter Geisterahn, gehören mit in den Bereich dieses Platzes, an den sich auch östlich jezt mehrere neue Häuser in gutem Styl, und ihnen gegenüber eine Reihe eleganter Magazine, den Galeries vitrées in Paris vergleichbar, anschließen werden. Aber auch der Stadttheil des Hafens wird nicht vergessen. Schon stürzen da die alten Häuser, an deren Stelle die zwey neuen, steinernen Brücken treten werden, welche die freundliche Barkeninsel mit der Stadt verbinden sollen. Ihr gegenüber zieht sich dann der neue Hafendamm hin, von dem ich Ihnen neulich sprach.

In der Zeit, wo hier so viel für öffentliche Verschönerung geschieht, ist es wohl nicht uninteressant, einen kurzen Rückblick in die Vorzeit zu thun. Wie stand es mit der Bau- und Straßen-Polizey vor zwey und einem halben Jahrhundert? Im Jahr 1587 wurde in Beziehung auf die Bauten verordnet: „Wer ein neues Haus in der Stadt bauen will, soll es nicht aus Stroh oder Blättern, oder aus Zaunwerk machen: wer sich nicht nach diesem Befehl richtet, dessen Haus können die Leute ungestraft niederreißen, wenn sie wollen.“ In Beziehung auf die Reinlichkeit der Straßen hieß es: „Es ist erlaubt, den Mist auf die Straßen zu werfen, aber liegen lassen darf man ihn nicht. Von Ostern bis Allerheiligen darf er nur drey Tage liegen bleiben; von Allerheiligen bis Ostern aber mag er acht Tage, jedoch nicht drüber, liegen bleiben. Item: Niemand soll Schweinkoben auf der Straße errichten, oder da Häute gärben, Vieh abschlachten, Ader lassen u. s. w., Alles bey Strafe von 3 Solz Genfergeld.“

Der großen Reinlichkeit kann man es mit zuschreiben, daß vor einigen Monaten unser großes Hospital dem Janus-Tempel im Frieden gleich. Es war acht Tage lang verschlossen und kein Kranker darin. Später kamen Männer an: aber der Frauensaal blieb noch längere Zeit leer stehen. Seit zwanzig Jahren ist dieß nicht geschehen. Und auch damals trug es sich im Julius zu.

An Festen mancher Art hat es uns diesen Sommer auch nicht gefehlt, und Allen war das schöne Wetter sehr günstig; rechnen Sie dazu die wohlfeiten Lebensmittel und die herrliche Weinhoffnung, und Sie begreifen, daß laute Lust und Freude nirgends mangelten.

Aus der Vorzeit hat sich unter andern auch das Magdalenen-Fest erhalten: leider nicht für ganz Genf, sondern nur für die Stadtgegend, wo die Magdalenen-Kirche liegt. Es hat etwas Römisches, denn es wird des Abends begangen. Der Brunnen bey dieser Kirche wird mit Blumen behangen, dazwischen leuchten eine Menge bunter Lampen, und um den erleuchteten Brunnen ergeht sich Jung und Alt. Das Ganze gewährt einen sehr freundlichen Anblick.

Am nördlichen Ufer unsers Sees, nahe an der Genfer Grenze, aber doch ganz vom Waadtland umgeben, liegt ein kleiner Fleck, Cassigny genannt, der noch hieher gehört.

Dort lebten einst in reichen Klöstern die Äbte, die Herren des Landes. Wenn Ernte und Weinlese vorüber waren, gab der Abt seinen Leuten ein ländliches Fest, das man l'Abbaye de Coligny nannte. Diese Abbaye hat sich unter manchen Modificationen bis heute erhalten, nicht aber die Äbte. Nach der Reformation trat ein patriotisch-militärisches Fest an die Stelle der geistlichen Erntefeyer. Und so ist es auch noch heut zu Tage. Die Regierungen halten um so mehr darauf, da es eine Gelegenheit ist, die Genfer und Waadtländer sich nahe zu bringen und zu befreunden, da sie von früherer Zeit her nicht allzu gut gegen einander gestimmt sind, was sich doch immer mehr versiert. Auch diesmal waren die Nachbarn sehr freundlich beysammen. Es wurde zuerst mit Stutzen nach der Scheibe geschossen, woben ich wirklich über die Geschicklichkeit unserer Genfer erstaunte, die ein Tyroser hätte loben müssen; dann wurden die Preise ausgetheilt und zuletzt getanzt. Dies heißt hier zu Lande, affectirt genug, ein bal champêtre und dabey geht es auch viel zierlicher und manierlicher her. Die französischen Contre-Tänze sind allein beliebt, nur selten ein Walzer. Das ist aber ein armseliges Ding so ein Walzer, und es jammert einen ordentlich, wenn man an die weidliche Lust und Kraft denkt, die unsre Bauernmädels mit weit geschwungenen Röcken und ihre Buber mit donnerndem Fußtritt an den Tag legen. Mir ist wenigstens das Trippeln und Hüpfen und Biegen und Schmiegen und Affectiren bey Landleuten in den Tod zuwider. Das kommt aber davon, wenn der Bauer nicht Bauer, sondern Landbauer (cultivateur) heißen, und immer den Bürger spielen will in Kleidung, Sprache und Manieren. Darum ist auch eigentlich keine rechte Natur bey den hiesigen Bauern. Wenn man diese sehen will, muß man ins Freyburgische und Bernische gehen. Doch ländlich, sittlich! —

Ein Theil unsrer Genfer National-Garde bezieht jährlich für einige Sommerwochen ein Lager, ungefähr eine Stunde weit von der Stadt. Da nun in dieser Garde alle Stände gemischt sind, und der Handwerker neben dem Banquier dient: so ist auch in Genf in allen Sphären die Lust gleich groß, die Ihrigen zu sehen und zu begrüßen. Zu diesem Zweck geben die Lagernden alle Sonntag ein Fest. Dazu ziehen denn Frauen und Kinder und Schwestern und Bräute hinaus. Die Lager-Officiere machen die Wirthe, und es ist wirklich ein recht hübscher Anblick, zwischen den Zelten die hübschen Frauen und Mädchen wandeln zu sehen, die ihre Hüte und Shawls getrost an den Kanonen und Mörsern oder an den zusammengestellten Gewehren aufhängen. Zwischen wackerem Essen und Trinken wird zu lustigem Tanz nach Militärmusik geschritten: und erst wenn der Mond hinter dem Salve aufgegangen ist, und seine zitternde Silberfäule auf den See wirft, denkt man langsam abschiednehmend an das Heimgehen, und verspricht unter Küßen, Umarmen und Händedrücken, über acht Tage wieder zu kommen. Kaum aber haben die lieben Gäste in langen lustigen Scharen das Lager verlassen: so sausen einige Raketten empor, und zum Baset wird noch ein artiges Feuerwerk abgebrannt. Die Lagerzeit fiel dies Jahr in die heißen Julius- und Augusttage, und im Anfang waren viele Kranke. Dies gab sich aber bald, und die Leute härteten sich ein wenig ab, was der Zweck dieses Lagers ist. Gebräunt und kräftig sind sie am Ende August von da zurückgekehrt.

Wenn Sie aber nun glauben, wir lebten an unserm See immer in Herrlichkeit und in Freuden, so irren Sie sehr. Oder meinen Sie, es sey nichts, wenn die Erdbeben so gleichsam an unsern Thoren vorüber gehen, wie vor ein paar Wochen?

Auch Schnee konnten wir mitten im Sommer aufweisen, denn mitten in der großen Hitze wurde während eines starken Gewitters die Spitze unsers Monts ganz weiß.

Dies ist alles nichts gegen das Phänomen am 11. August, dessen Gleichen sich Niemand am See erinnern kann. Dunkelgraue Gewitterwolken zogen gegen Abend am Himmel auf, und legten sich wie ein breiter, dicker Gürtel um die Gipfel der savoyischen Berge. Bald kam ein heftiger Wind aus Osten, der sie in der Höhe theilte, während tiefer auf der Fläche des Sees die Wellen von einem leisen Südwestwind bewegt wurden. Mitten aus den Wolken, rechts von St. Gingolf, hing sich ein Stück Wolke in Regelfgestalt, und verlängerte sich immer mehr bis zur Oberfläche des Sees, auf dem es wie eine Säule stand. Sie war ziemlich groß und glänzte goldenroth und orange in herrlichen Streifen, welche die untergehende Sonne darauf warf. Dies leuchtende, far-

bige Bild wurde noch durch das Dunkelblau der Berge erhoben, vor denen es heraus trat. Der schöne Wolkentegel kam wohl 3000 Fuß hoch auf den See herab, und verlängerte sich so schnell, daß er in oscillirenden Bewegungen in zwey Minuten die Oberfläche des Wassers erreicht hatte. Sein Diameter mag 10' gewesen seyn. Da wo er die Seefläche berührte, gerieth das Wasser in heftige Bewegung und Wallung. Die Wogen erhoben sich an dieser Stelle über 50 Fuß hoch, und folgten der Wasserhose acht Minuten lang auf ihrem ganzen Zuge. Sie war dabey anzusehen, wie ein vom Wind bewegtes Land. Vom See zog sie etwas die Rhone hinauf, immer oben mit den Wolken in Verbindung. Da aber kam sie in ein anderes Klima und in eine andere Luftströmung. Ihre Dimensionen wurden nun geringer, und das Wasser verlor seine Bewegung. Bald darauf verschwand sie ganz.

Mr.

L i t e r a t u r.

W. G. Beckers Taschenbuch, herausgegeben von Friedrich Kind 1828. Leipzig, bey Göschen.

Was Göschen verlegt, ist nicht immer prächtig, aber immer höchst geschmackvoll; so auch dieß Taschenbuch; das Papier ist schön, der Druck groß genug, um auch am Abend ohne Augenruin lesbar zu seyn, die Zeilen pressen sich nicht ängstlich an einander, der Titel ist einfach mit einer sehr schönen von Kensch nach Raphael gezeichneten Bignette geschmückt. Das Titellupfer, von demselben Künstler nach Kensch und die zwey nächstfolgenden von Langer nach Kamborg ausgeführten Blätter gehören zu Salvatorellos „Ägyptischen Nächten in der Landkutsche,“ einem Novellenkranze, von dem wir nichts Böses sagen wollen und nichts Gutes zu sagen wissen. Ein schönes Kupfer von Langer nach Kamborg gehört zu den letzten Scenen des dritten Actes aus Schenks vielbesprochenem Belisar, von welchen hier ein Abdruck mitgetheilt wird. Carl Förster gibt ein passendes Gedicht zu der Marienverklärung, worin der treffliche Fleischmann sich als selbst erfindender und erschaffender Künstler bewährt hat, so wie er in dem Bilde der Violante, der Frau Titians, nach Paris Bordone (von Quandt mit einigen herrlichen Zeilen begleitet) eine Meisterschaft beweist, welche dem Blatte den entschiedenen Vorzug vor John's Stich desselben Bildnisses in der Aglaja gibt. Westalls Zeichnung, das Grab der Mutter unterschrieben, wie das dazu gehörige, aus Ackermanns englischem Vergiftmeinnicht übersezte Gedicht scheinen uns mittelmäßig. Howard's kurze Mittheilung aus E. W. Contessa's Leben werden die Freunde des zu früh hingegangenen, lebenswürdigen Dichters mit Dank hinnehmen; wiewohl kurz, gibt sie viel Aufschluß. Der Herausgeber selbst hat in „dem Deutschen in Neapel“ gesucht, ein Märchen in abgerissenen Scenen mit aller Lebendigkeit eines Schauspiels vorzuführen, etwa auf die Weise des Göthe'schen Faust, welcher dem Dichter unverkennbar zum Vorbild der Behandlung diente. Dieser Versuch ist größten Theils sehr wohl gelungen; nur ist das Märchen selbst nicht zu jener inneren Harmonie und Übereinstimmung mit sich selbst erhoben, welche man auch vom Märchen fordern darf und muß.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.